

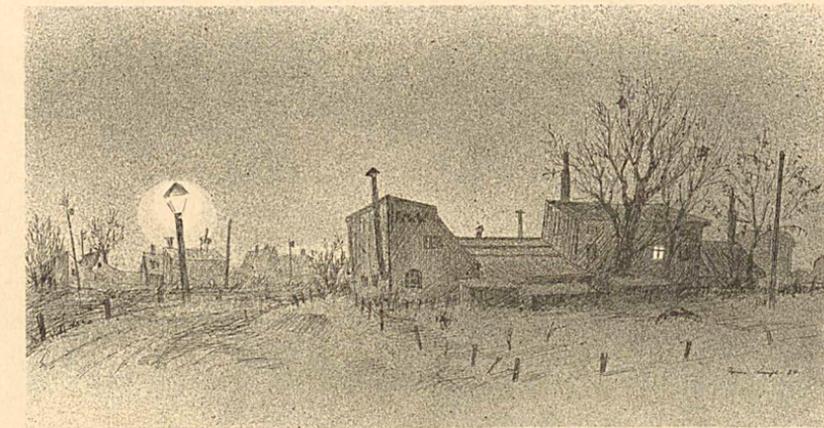
SIMPLICISSIMUS

Endlich!

(E. Thöny)



Trotz List, Gewalt und Schmeichelei
— die Saar bleibt deutsch, die Saar wird frei!



Der dreizehnte Januar

Herr, laß es zugehn mit rechten Dingen.
Es geht ums Ganze,
Die Wahl muß gelingen!
Die Wahl muß es zeigen, daß grün noch der Ast,
daß deutsch noch die Frucht.
Stolz wehn in der Heimat die Flaggen am Mast!
Wir wollen entblößten Hauptes siehn,

derweil sie im Saarland zur Wahlurne gehn,
derweil sie wählen, ob deutsch oder nicht.
Es wird die Spreu sich vom Weizen scheiden:
Herr, halte die Tenne bei diesem Gericht!

Herr, laß es zugehn mit rechten Dingen.
Bald werden alle Glocken in den Kirchtürmen schwingen.

III. D.

Das Glück / Von Lothar P. Manhold

Der Marschall, von dem hier die Rede ist, war von niedriger Herkunft; sein Vater war Müller, und das Land, in dem er zu Ehren kam, war gar nicht sein Vaterland. Da droben im Norden war seine Heimat, in Schweden.

Einmal hatte der Vater den Jungen in die Hauptstadt mitgenommen. Es war an einem Festtag gewesen. Der Thronfolger sollte getauft werden. Von allen Türmen läuteten die Glocken, und in den Straßen drängte sich das Volk. Der Vater führte den Kleinen an der Hand, der nur die Rücken der Leute sah und über ihren Köpfen das verwirrte Gemäuer des Doms. Endlich faßte ihn der Vater unter die Arme, hob ihn auf und sagte: „Reit!“ Über den Kopf weg setzte er sich den Jungen auf die Schultern. Eben ritten Dräger durch das Spalier. Er sah blitzende Helme, schimmernde Schwerter, weiße Stulphandschuhe und blaue, himmelblaue Jacken. Ein Pferd warf den Kopf hoch, daß der silberne Stern, welcher unter seinen Kinnbacken baumelte, hochflog.

Wenn der Junge später gefragt wurde: „Was willst du werden?“, so sagte er: „Soldat.“ Als er sechzehn Jahre alt war, lief er davon. Er war aber einer von denjenigen, die den Marschallstab in ihrem Tornister tragen sollten. Er trat in fremde Dienste, zeichnete sich aus, bekam die Tressen des Korporals, das Leutnantsporteepe. Immer höher stieg er im Rang. Nach einer Schlacht machte der Kaiser ihn zum Marschall.

„Das ist das Glück“, sagte er an jenem Morgen, als er des Kaisers Zelt verließ. Seine Uniform war verdeckt und zerissen, aber von dem purpurnen Kommandostab, den ihm der Kaiser gegeben hatte, schien ein Leuchten auszugehen, das hüllte ihn in lauter Licht. Doch wahrte das Glück nur einen halben Tag — danach war sein Leben genau so wie vorher: voller Mühen und Plagen. Ja, er fand, daß er als einfacher Dräger viel fröhlicher gelebt hatte; denn damals hatte er nur für seinen Gaul sorgen müssen.

In einer Schlacht wurde das Pferd unter ihm weggeschossen. Auch ihn trafen Granatsplitter: blutüberströmte stürzte er ins nasse Gras. Infanteristen trugen ihn aus der Feuerlinie. Als er nach Monaten wieder geheilt war, da hatte er nur noch ein Auge, das andere war auf dem Schlachtfeld ausgeflossen; die leere Höhle wurde von einer schwarzen Binde verdeckt. Die jungen Frauen vom Hofe fanden das reizend, und ein Maler, der den Kaiser hatte malen dürfen, setzte ihm so lange zu, bis er ihm mit goldverschürter roter Jacke und schwarzer Augenbinde saß.

Einer schönen Kreolin gefiel der Marschall am besten. Sie war erst neunzehn Jahre alt. Wenn sie lachte, dann blitzten ihre ebenmäßigen Zähne wie frisch gefallener Schnee. Jedesmal klopfte dem Marschall das Herz viel schneller, wenn er nur ihren Namen aussprechen hörte. Eines Tages heirateten sie.

An ihrem Hochzeitsmorgen regnete es in Strömen. „Glück bedeutet das . . .“, sagte die Schwiegermutter und weinte. Die Wagen fuhren zur Kirche. Der Bräutigam, der als erster ausstieg, trat auf einen aufgewickelten roten Teppich. Ohne viel Federlesen zu machen, hob er die Braut auf seine Arme und trug sie ins Trockene unter das Portal — im Gehen sah er aus dem Dämmer des Kirchenraums die vielen kleinen Herzen der Altarlichter brennen. Das Auge wurde ihm feucht, und er sagte: „Dies ist das Glück.“ Aber das haben im gleichen Falle schon viele andere gedacht.

War das denn wirklich das Glück? Nein, es war es wirklich nicht. Sie führten gewiß keine schlechte Ehe. Die Frau war lieb und gut, aber er fand auf einmal alle andern jungen Weiber viel schöner und begehrenswerter als sie — und das war es eben. Er fühlte sich betrogen, und es kam genau wie damals, als der Stab sein Leuchten verloren hatte: Er fand, daß das vermeintliche Glück nur eine größere Last auf seinen Schultern war. Nur eine Bürde war es und weiter nichts.

Sie lebten einige Jahre miteinander; dann starb die Frau, und das Leben des Mannes wurde noch trauriger, und wer weiß, wohin er in seinem Trübsinn gekommen wäre, wenn nicht ein neuer Krieg ihn ins Feld gefordert hätte. Doch die Armeen, siegreich im Anfang, wurden geschlagen und völlig vernichtet. Der Kaiser mußte fliehen und geriet in Gefangenschaft. Alles löste sich auf. Und in den hochlaufenden Wagen des Untergangs verlor auch der Marschall sein Vermögen. Arm und krank kehrte er in seine Heimat zurück.

Da war nun immer noch seines Vaters Mühle. In den Balken über der Tür war die Jahreszahl des Baus geschnitten: 1778. Im gleichen Jahr war er dem Vater entlaufen, der nun schon seit Jahren sein Bett auf dem Kirchhof im Walde hatte. Der Bruder Christian hatte das Erbe angetreten; als der Marschall zum erstenmal nach so vielen Jahren in die Stube trat, saß der Bruder mit gefalteten Händen am Tisch vor der dampfenden Schüssel, die Frau stand und betete laut vor, und die Kinder, rings um die Tafel stehend, bewegten leise die Lippen mit.

Im Giebel oben war eine weiße Kammer, die bezog der Marschall. Er stellte sich ans Fenster und schaute hinaus in die Nacht. Unten im mondbeschiennenen Garten schimmerten die Apfelbäume mit ihren hunderttausend Blüten. Die Oberfläche des Teiches

(Schluß auf Seite 497)

Kunst und Plagiat

(Olaf Gulbranson)



„DEINE KUNST?
MEINE KUNST
MEINST DU WOHL?“

„UNVERSCHÄMT! WIESO?
DAS WEISS DOCH JEDER,
DASS DEINE KUNST OHNE MEINE
NICHT DENKBAR WÄRE.“



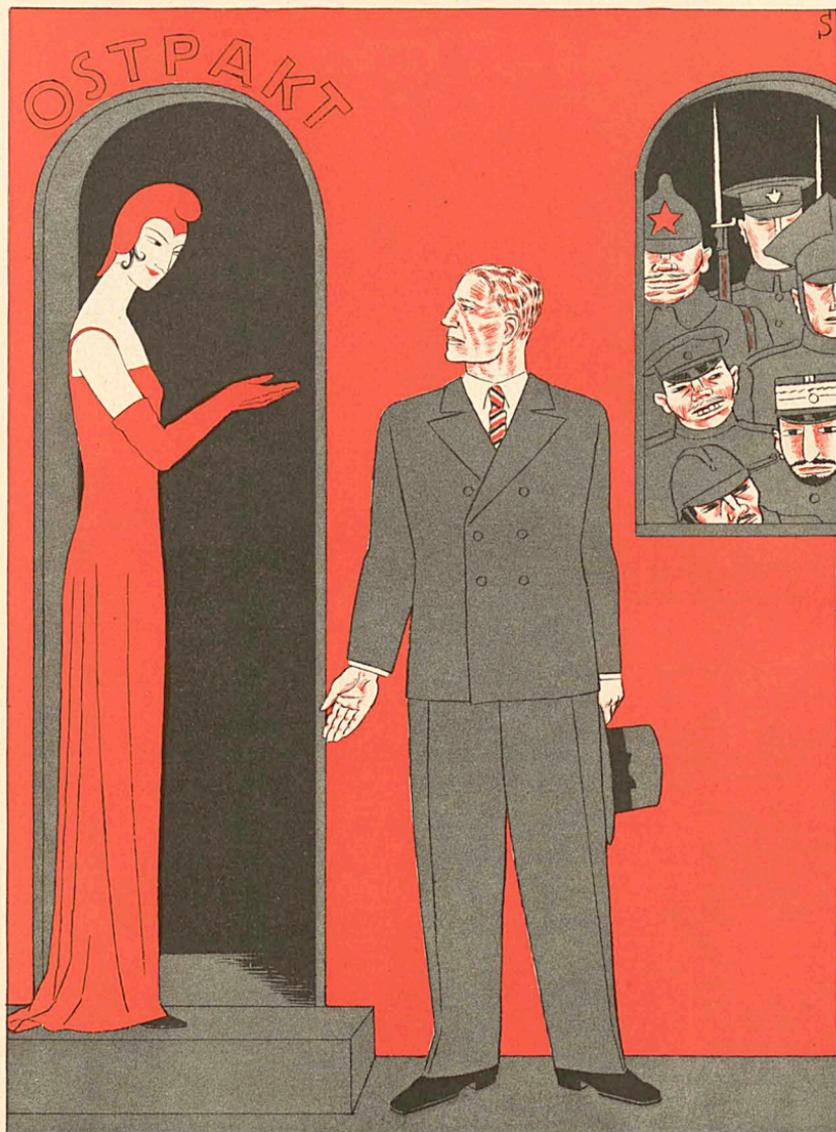
OLAF GULBRANSON 34

„UNVERSCHÄMTER LÜMMEL!
ICH SCHLAG DICH GLEICH TOT!“

„TUE DAS LIEBER NICHT -
DAS KÖNNTE
DEIN SELBSTMORD WERDEN.“

Präliminarien

(E. Schilling)



„S'il vous plaît, monsieur . . .“ — „Warum immer nur in größerer Gesellschaft? Könnten wir uns nicht auch einmal allein sprechen?“

Das Glück

(Schluß von Seite 494)

glänzte zwischen den Weiden. Dröhnend arbeitete der Mahlgang, und es war auch das Rauschen des Wassers zu hören, das in die Zellen des Rades stürzte. „Merkwürdig“, sagte er leise, „ich traure dem gesunkenen Schiff nicht nach, und ich habe doch nichts als das nackte Leben gerettet.“

Er erwachte früh am nächsten Tage. Aus dem Garten kam Vogelgezwitscher. Sonne und Himmel waren sanft verschleiert, von den Bergen her wehte es. Wellen liefen über den Teich, und der schwarze Kahn, am niedern Steg angeketet, wogte heftig auf und nieder. Beim Gartenzaun grub der Marschall die Erde auf, sammelte Regenwürmer in einen Topf und ging mit der Angel, dem Köder und dem Käscher ans Wasser. Dort warf er die Schnur aus, legte den Bambusstock zwischen die gelben Köpfchen der Dotterblumen und setzte sich daneben: den Rücken lehnte er an

den Stamm einer vom Blitz gespaltenen Weide.

Der Wind wehte ihm ins Gesicht. Es zischte das Schilf. Mit blinkenden Lichtern und spiegeln Schatten flossen die Wellen heran und schlugen glucksend ans Ufer. Dann und wann biß ein Fisch. Er setzte den gefangenen in den Käscher ins Wasser. Nach einer Stunde hatte er genug. Er zog die Angel ein und schaute nun in die Ferne und träumte. Sein Leben zog vorüber; aber ohne Trauer, ohne Wehmut sah er all die glänzenden Bilder kommen und gehn.

Des Abends saß er am Herd. Die Kinder umlagerten ihn. Die beiden Kleinsten stützten die Arme auf seine Kniee. Er ließ seine Orden im rötlichen Schein der flackernden Flammen blitzten und erzählte Geschichten vom Hofe und Erlebnisse aus dem Feld. Jeden Tag ging der Marschall an den Teich, wo er angelte und träumte. Jetzt, da er nichts mehr zu gewinnen noch etwas zu verlieren hatte, war es drinnen in seiner Brust ganz still, kein Wunsch regte

sich, und wie von der Höhe eines Wolken-sitzes schaute er auf die Erde da drunten herab.

Eines Tages aber, als er länger als gewöhnlich ausblieb, ging das älteste der Kinder an den Teich, um ihn zu holen. Da saß er an der Weide und schien zu schlafen. Er träumte wohl auch, denn er lächelte. Das Kind rief ihn an, er rührte sich nicht. Nun legte das Mädchen die warmen Hände auf seine gefalteten, die waren eiskalt. Kalt wie Eis waren sie. Schnell zog das Kind die Finger zurück und lief in die Mühle. „Was ist? Was ist?“ rief die Mutter dem verstörten Kind entgegen. „Er ist tot!“ rief das Mädchen und weinte. Da fingen auch die andern Kinder an zu weinen. Jedes legte seinen Löffel auf den Tisch und mochte vor Kummer nicht mehr essen, denn sie hatten ihn lieb gewonnen in der kurzen Zeit, die er bei ihnen gewesen war. Nur die beiden Kleinsten, die noch nichts von all dem verstanden, lächelten weiter und schauten mit großen Augen umher...

Jenseits / Von Dr. Omtglab

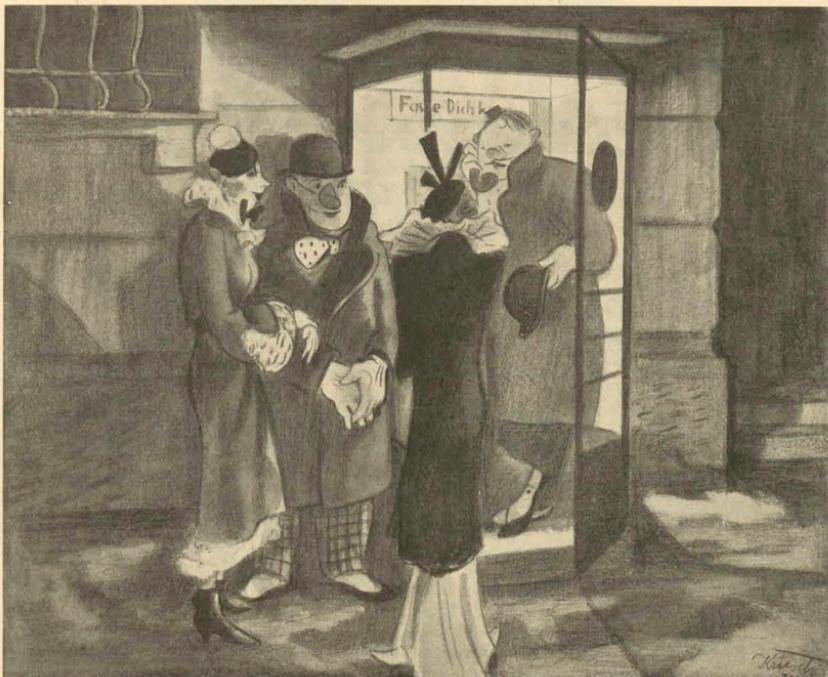
Du glaubst, wir sehn uns wieder? ...
Dann blieben doch wohl auch
die andern Sinnesglieder
da dribben im Gebrauch?

Nun ja, der Wiedersehung
könn't man sich immerhin
durch eine Achsendrehung
von Fall zu Fall entziehen.

Doch wieder hören müssen
und wieder riechen gar
die ewig Zuckerfüßen —
das wäre schauderbar!

Faschingsbekanntschaften

(R. Kriesch)



„Der weiß wohl gar nicht, mit wem er spricht?“ — „Aber Kinder! Wir kennen doch von euch auch nur die Telephonnummern!“

HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

Frankfurter Zeitung:

Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

Die schöne Literatur:

Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York... Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer rücksichtslosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weit überlegen.



Hamburger Fremdenblatt:

Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelungenen Worten eines einfachen Matrosen. Subtils und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

Die Literarische Welt:

Für mich gehört dieser Hamburger nun mit Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM - 50, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postscheckkonto München 5802

Gespenserschach / Von Wolfgang Wetterstein

Jedesmal, wenn Professor Romberg das Café betrat, saß da seit einigen Abenden in einer Ecke abseits von den Gästen ein etwas heruntergekommen aussehender blasser Mensch von unbestimmtem Alter. Er beschäftigte sich mit einem Schachspiel. Sobald Romberg aufbrach, erhob er sich gleichfalls und ging bedrückt seines Weges. Es mußte Romberg auffallen. Vielleicht hatte der Mann ein Anliegen und getraute sich nicht, ihn anzureden? Ein unbestimmtes Interesse erwachte in Romberg. Er beobachtete den Blassen einige Zeit.

„Wer ist der Herr da drüben in der Ecke hinter dem Schachspiel?“ fragte er schließlich eines Abends den Kellner.

„Anscheinend ein Ausländer, Herr Professor“, antwortete der Kellner beifassen. „Ich weiß nichts weiter von ihm. Er beschäftigt sich wohl mit Schachaufgaben.“

Kurz entschlossen begab sich Romberg an den Tisch des einsamen Gastes und fragte wohlwollend: „Würden Sie mir wohl gestatten, eine Partie Schach mit Ihnen zu spielen? Ich bin ein leidenschaftlicher Schachspieler.“

„Gewiß, Herr Professor“, erwiderte der andere mit leiser, zuvorkommender Stimme. „Ich habe Sie bereits erwartet.“

„Wieso — erwartet?“ fragte Romberg verwundert und nahm Platz. „Woher kennen Sie mich denn überhaupt?“

„Oh, wir kennen uns gut von früher her“, sagte der Mann fähig und ordnete die Schachfiguren. „Tatsächlich, ich habe Sie erwartet. Ich heiße nämlich Iswin.“

Romberg empfand ein Gefühl des Unbehagens. Iswin? Er hatte zwar in seinem Leben, und besonders auf seinen Forschungsreisen im nördlichen Amerika, die seinen Ruf begründeten, mit unzähligen Menschen zu tun gehabt, aber er durfte sein Erinnerungsvermögen wohl als beläunzbar einschätzen und entsann sich nicht, diesen Herrn Iswin je gesehen zu haben.

Vielleicht war er einer jener kleinen Vorteilritter, die mit der Unzulänglichkeit des menschlichen Gedächtnisses rechnen und sich auf diesem Wege anzubiedern suchen. Seinen Namen und seine Person mochte er schließlich kennen,

So schön wie du —

Es klang ein Lied, das hieß:
So schön wie du —
O du, es war so süß,
Die Zeit vergeht,
Und was gewesen, ist im Wind verweht.
Und dennoch hör ich immerzu
Noch jenen Klang,
Wie es so sang:
So schön wie du —

Drehorgel war es nur
Und war doch schön.
Ich stand im Treppenhof.
Der Orgelmann,
So arm und alt, fing da zu singen an.
Er sang, ich geh es gerne zu,
Nur möglich war,
Und doch, es war:
So schön wie du —

Ah, was heißt schön, Matrice,
So schön wie du?
Es gibt kein Paradies,
Das merkt man bald,
Schön oder nicht, man ist doch einmal alt.
Und dennoch hör ich immerzu
Den fernen Klang,
Wie süß es sang:
So schön wie du —

Hans Leip

sie waren bekannt genug. Romberg erwog, ob er nicht besser an seinen Tisch zurückkehre, und machte eine Bewegung, die diesen Entschluß andeutete.

„Bleiben Sie sitzen, Herr Professor!“ flüsterte Iswin flüchelnd. „Wir kennen uns wirklich. Es wird Ihnen schon noch einfallen. Wir werden unsere Partie diesmal zur Entscheidung bringen. Sie haben den ersten Zug.“

Romberg betrachtete aufmerksam den wirren Gesichtsausdruck seines Gegenübers. Besten — das war keine Betrübnheit. Dieser Mann war einfach nicht ganz normal. Aber warum sollte man nicht trotzdem eine Partie Schach mit ihm spielen? Romberg empfand menschlich. Er nickte freundlich, reichte seinem Partner das Etui und zündete sich selber eine Zigarre an; er bestellte Wein, lehnte sich behaglich zurück und eröffnete das Spiel lässig durch einen der üblichen Züge.

Mit erleichterter Aufseufzer senkte Iswin seine gelbliche und nicht sehr gepflegte Hand auf das Schachbrett und machte den Gegenzug. Bald mußte Romberg zu seinem Erstaunen feststellen, daß er es hier mit einem meisterlichen Spieler zu tun habe und daß er sein Bestes hergeben müsse, wenn er sich halten wolle. Der Wettkampf begann ihn zu fesseln. Rauchend und schweigend und hin und wieder einen Schluck Wein trinkend, spielten sie Zug um Zug. Plötzlich wiesen die Figuren eine eigentümliche Stellung auf. Romberg glaubte sich zu entsinnen, daß ihm diese ganz besondere Gestalt des Spiels schon einmal vorgekommen sei, daß er sie lange nicht vergessen konnte und dies als einen Beweis für die außergewöhnliche Stärke seines Gedächtnisses empfunden hatte. Aber wo war das nur gewesen und bei welcher Gelegenheit? Rombergs Brauen zogen sich im Nachdenken zusammen. Mit doppelter Vorsicht tat er den nächsten Zug.

„Sie sind ein ausgezeichnete Spieler!“ flüsterte

Die modernen Psychologen haben eine ausgesprochene Vorliebe für Babys als Versuchsobjekte, und wenn sie ihre Aufmerksamkeit Tieren zuwenden, dann sind es fast stets kleine Tiere, wie weiße Mäuse oder Meerschweinchen, deren Seelenleben zu enträtseln sie bestrebt sind. Ich kannte einen Professor, der sich wochenlang bemühte, herauszubekommen, ob Fische farbenblind sind. Er hielt sich in einem Bassin einen Karpfen namens Julia, und des Nachts stellte er an ihm Versuche mit farbigen Lichtern an. Jedemal, wenn Julia beim Aufflimmen des grünen Lichtes an die Oberfläche kam, warf er ihr ein Stück Kuchen zu, und jedesmal, wenn sie sich beim Aufflimmen des roten Lichtes zeigte, versetzte er ihr einen Nasenstüber. Julia lernte bald, unter Wasser zu bleiben, solange die rote Lampe brannte. Aber in der Zwischenzeit wurde ihr Lehrer, der an der Zerstückung seines Berufes litt, sechsmal wegen Nichtbeachtung der Verkehrsregeln an Straßenkreuzungen beandstand. Ein anderer Professor ließ sich ein ausgedehntes Labyrinth anfertigen, um zu ergründen, ob weiße Mäuse einen ausgeprägten Ortsinn besitzen. Am ersten Tag setzte er sechs Mäuse in der Mitte seines Irrgangs aus und überließ es ihnen, den Ausweg zu finden. Am nächsten Morgen waren noch drei Mäuse da, und tags darauf nur mehr zwei — ein schönes Zeugnis für die Intelligenz dieser Tiere. Aber als der Professor am dritten Tage in sein Studierzimmer kam, fand er in der Mitte des Labyrinths zu elf Mäuse. Offenbar hatten sich die zwei alten Siedler, nachdem sie vergebens einen Ausweg gesucht hatten, entschlossen, sich im Labyrinth häuslich einzurichten. Der Professor verfaßte unter Benützung dieser interessanten Versuchsergebnisse eine wissenschaftliche Abhandlung und fuhr damit in die Hauptstadt, um sie bei einer Gelehrtenagung zum Vortrag zu bringen. Aber der Professor sollte seinen Vortrag nie halten. In der Großstadt angekommen, verlor er die Orientierung und sagte: „Bin ich eine weiße Maus oder ein Mensch?“ Keiner dieser Gelehrten erwiderte sich, wie man bemerken wird, ein größeres Objekt für seine Versuche. Der Lehrer des Karpfens zog diesen wohlweislich einem Alligator vor. Ähnliche Er-

wägungen mögen für die modernen Psychologen maßgebend sein, wenn sie sich für das Studium menschlichen Verhaltens den Leitsatz „Je kleiner, desto besser“ zu eigen gemacht haben. Dank der Kinderpsychologie können wir nun mit wissenschaftlichen Waffen gegen Damenulkschen, Nageleibern und andere Gewohnheiten ankämpfen, und gegen die dreifache Drohung Papas, Mamas und des Professors ist Kleinchens einfach machtlos, da seine schreienden Proteste den „Fall“ für den Beobachter nur noch interessanter machen. Aber es wäre ein Irrtum, anzunehmen, daß sich die Kinder nicht auch über das Verhalten der Erwachsenen ihre besonderen Gedanken machen; sie stellen mit ihnen zahlreiche Versuche an und gelangen beim Studium der Elternseite oft zu den überraschendsten Ergebnissen. Schon mit drei Jahren begann zum Beispiel Fritschen, die elterlichen Reaktionen auf Geräusche zu untersuchen. Mitten in der Nacht pflegte er „Wasssa tink!“ zu rufen und diesen Ausbruch immer wieder zu größerer Lautstärke zu steigern. Die Wirkung war stets die gleiche; beim drittenmal kroch Papa aus dem Bett, holte ein Glas Wasser aus dem Badezimmer und schlief sofort wieder ein. Seine Reaktion war triebmäßig und automatisch. Um die elterlichen Reaktionen auf Berührungsreize zu erforschen, bediente sich Fritschen mannigfacher Hilfsmittel, wie eines nur zur Hälfte aufgekehrten Zuckerlutschers, einer Gummipuppe und eines Regiments kleiner Zinnsoldaten mit Bajonetten. Er fand den Taktstein der Erwachsenen wohl entwickelt. Die Zuckerlutscherprobe wurde an Papa versucht, als er sich für eine Abendgesellschaft angekündete. Wenn das nasse Zuckerwerk mit seinem Frackhemd in Berührung kam, wich Papa sofort unter Anzeichen des Erschreckens zurück und rief aus: „Nehmt doch dieses klebrige Zeug weg!“ Auch im Falle der Gummipuppe reagierte er augenblicklich: die Puppe wurde eines Nachts auf dem Fußboden des Schlafzimmers liegen gelassen, und als Papa, nachdem er das Licht abgedreht hatte, mit den bloßen Füßen darauf trat, quietschte er sowie die Puppe selbst — nur noch viel lauter. Und was die Zinnsoldaten mit Bajonetten betrifft, so wurden sie aufs Geratewohl über Stühle und Sofas ver-

streut, wo ihre unerwartete Entdeckung einen Beweis über die Empfänglichkeit der Erwachsenen gegenüber Berührungsreizen vermittelte. Fritschen hat auch herausgefunden, daß Erwachsene, selbst solche vorgeschrittenen Alters, imstande sind, ihre Aufmerksamkeit auf glänzende Gegenstände zu konzentrieren. Eine seiner frühesten Erinnerungen ist die, wie sein Großvater eine goldene Uhr aus der Westentasche hervorzuziehen pflegte, sie stolz in der Hand drehte und „Sieh mal! Schöne Tick-Tack!“ ausrief. Fritschen sagt, daß es eine recht gewöhnliche Uhr war, die zu bewundern der alte Herr nie ermüdete. Auch Tiere scheinen einen tiefen Eindruck auf die Erwachsenenenseite zu machen. In seinen Kinderwagentagen bemerkte Fritschen, daß sich seine Eltern in geradezu leidenschaftlicher Weise für alle vierbeinigen Wesen begeisterten. „Pferdi! Schau!“ pflegten sie immer wieder auszurufen. Oder „Schau, Fritschen! Das ist ein Hund!“ Diese und ähnliche Dinge zu betauern wurden sie oft stundenlang nicht müde, da Fritschen außerdem war, ihnen: „Und wenn schon?“ zu antworten. Er hatte damals nämlich noch keine Zähne. Fritschen glaubt, daß er während der ersten drei Jahre seines Lebens ungefähr 14 500 Fragen beantwortete, von denen 587 vom Hundert entweder „Wie macht das Hundlin?“ oder „Wie sagt die Kuh?“ lauteten. Die verbleibenden 41,3 vom Hundert bestanden hauptsächlich aus „Wer ist der Mann?“ und „Gut, und wer ist denn das?“ Offenbar, so schloß Fritschen, ist das Gedächtnis der Erwachsenen sehr kurzlebig, und sie werden daher häufig von Zweifeln über ihre eigene Wesensgleichheit ergriffen. Um die Intelligenz der Erwachsenen auf die Probe zu stellen, führte er einen interessanten Versuch aus, indem er bisweilen auf die elterliche Frage „Wie sagt das Hundlin?“ oder „Wie sagt die Kuh?“ mit dem laut drücklichen „Wau wau...“ antwortete, worauf Papa unmittelbar „Aber nein!“ rief und die Frage wiederholte. Das ist immerhin ein Zeichen von Intelligenz, und Fritschen hofft, daß er seinen Eltern derlei törichte Fragen bald abgewöhnt haben wird. Auf Grund seiner Versuche ist er zu der Überzeugung gelangt, daß es schließlich nur auf die richtige Erziehung ankommt.

Berliner Bilder

Berliner Lokalangeiger:

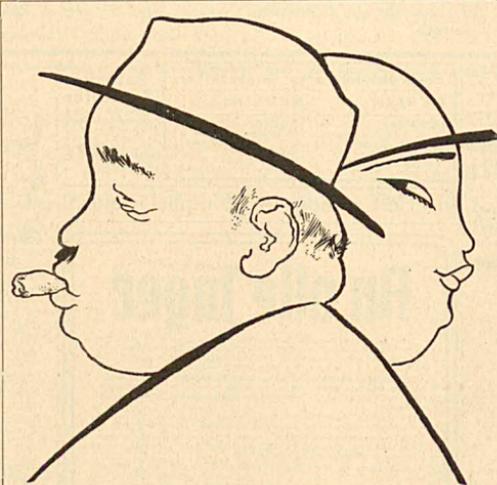
„Karl Arnold gliedert mit unerbittlichem Griffel die bewußte und unbewußte Unterwelt der Hauptstadt, er reißt dabei die Gabe der überlegenen Satiriker, so daß uns die Blätter eher ein inneres Beben bereiten, als daß sie sie ablesen.“

Hamburger Fremdenblatt:

„... Mit dem scharfsten Instrument des Chirurgen wird die menschliche Unterwelt des Kaiserhofes des Berliner Inflationsepoche mit Tangenzien, Valutastreichen, Kaffeesäften, Kaffotenn färbend auf geschritten.“

Hannoverscher Kurier:

„... Verheben wir uns doch ja nicht, was wir andern Berliner bringen: er ist ein Exlibris der Linie, der Satire, ein erfinderischer Poet in Einfall und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:

„... Das gibt ein amüsantes und buntes Bild von Bopern, Konfessionären, Jahrmartstypen, Böhmiern, Filmhändlern, Familienvätern, Kaffeeschmern und Aufzuchtendammgesellschaften, ein Beobacht vernünftiger kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom faurer Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:

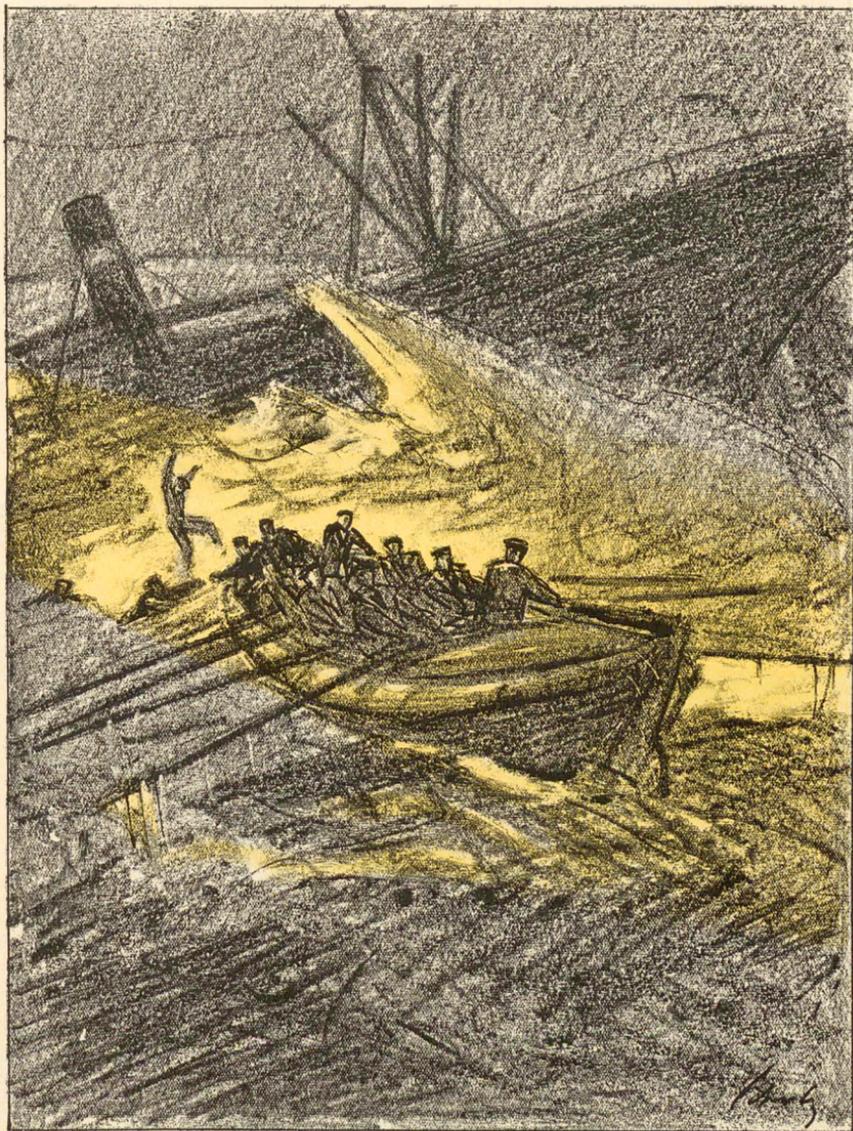
„Karl Arnold, der den Münchner Spieler so oft mit der Bleistiftspitze gefügelt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Fang gegangen und hat in finsternen Kaffeeschmern, in lichteren Bürgerwohnungen und in grell strahlenden Drogenbäurern viele für unzer teig erfindend treffende Typen gefunden.“

Aus den Fahren der Korruption Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27x37 cm, mit ca. 50 z. T. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postcheckkonto München 5802

Der deutsche Dampfer „New York“

(Wilhelm Schutz)



Warum sich immer bekriegen? Völker können sich gegenseitig auch helfen.

Wintergang

Wir gingen über ein verschneites Feld.
Es hockten Hagen frierend in den Furchen,
Und große Hähnel pockten an den Schlaf der Welt.

Dann kamen Schellen, und es wurde Nacht.
Der Schnee nur glänzte fremd in fahlen Licht.
Starr standen Bäume wie auf geisterhafter Wacht.

Wir eilten fort, als uns ein Bangen traf:
Wo hockten nun die Hagen in der Nacht,
Wo bergen nun die schwarzen Vögel sich zum Schlaf?

Es frag' der Frost sich tiefer in uns ein,
Und gleich Verfolgten hetzten wir zur Stadt,
Aufatmend bei der ersten armen Kämpfe Schein.

Hermann Senfenthaler

„Äskulap V.“

Mein Großvater übt seit Jahren in seiner Heimat auf dem Hochschwarzwald seine ärztliche Praxis aus. Weil da oben die Höfe oft stundenweit auseinander liegen, und weil man oft nur auf schmalen Pfaden durch den Wald zu den Patienten gelangen kann, hat mein Großvater statt des Autos noch immer ein Pferd.

Schon mancher Gaul ist in Großvaters Diensten alt geworden, oder er mußte aus anderem Grund gehen — aber immer war es ein Fuchs, und immer hat er „Äskulap“ geheißt.

„s Doktors „Äschkulab“ sagen die Leute. Sonntags wird Äskulap vor den kleinen Wagen, „s Chaisewägle“, gespannt, und die Familie fährt über Land.

Und weil es doch immer ein Fuchs ist, der den Wagen zieht, hat Großmutter das neue Chaisewägle in der Polsterung und im Lack dem Rotbraun des Fuchsen angepaßt. Und weil, wie der Großvater zu sagen pflegt, „der Luxus die niedrigsten Volksschichten“ ergriff, hat das neue Chaisewägle Gummiräder bekommen. (Großmutter denkt, daß es so doch etwas an ein Auto erinnere.)

Im Frühjahr kam ein neuer „Äskulap“ an. „Äskulap V. ist stolz wie ein Spanier“, sagt mein Großvater und schmunzelt vergnügt.

Und daß er recht hat, zeigt sich, als er das erstemal vons Chaisewägle gespannt wird. Er wirft den Kopf zurück und tänzelt nervös und bäumt sich im Geschirr. Es braucht viel gute Worte und viel Zucker, bis die Ausfahrt vonstatten gehen kann. Das ändert sich auch nicht. Und Großmutter muß sich beklagen, daß Äskulap ihr zum Arger immer vor dem Fenster der Bezirksärztin stehen bleibt und den Schwanz hochhebt.

Im Juli ist Heuet, und nach alter Tradition wurde Äskulap vor den Leiterwagen gespannt, um sein Futter heimzuführen. Aber das war eine böse Sache. Äskulap warf den Kopf zurück, schüttelte die Mähne, trat und bäumte sich, und keinerlei Worte noch Zucker halfen. Auf dem Feld wartete man auf den Wagen, und, wie immer in dem Fall, rollte auch noch von fern her Donner.

Da spuckte der Hippesepp, der Aushilfsknecht, seinen Priem aus und meinte: „s isch noch immer so gsi auf der Welt, daß der, wo sich am meischte eibildet, am

dickschte Narreseil rumzoge wird. Des werde mer glei habe, du Satan, du elendige!“ Und nach zehn Minuten zog Äskulap aufs Feld. Er zog das Chaisewägle, drin saß der Hippesepp mit der Geißel, und an dem Chaisewägle war der Leiterwagen angebunden, darauf saß die „Sekunde“, die Magd, und machte ein dummes Gesicht und genierte sich, weil die Leute staunten.

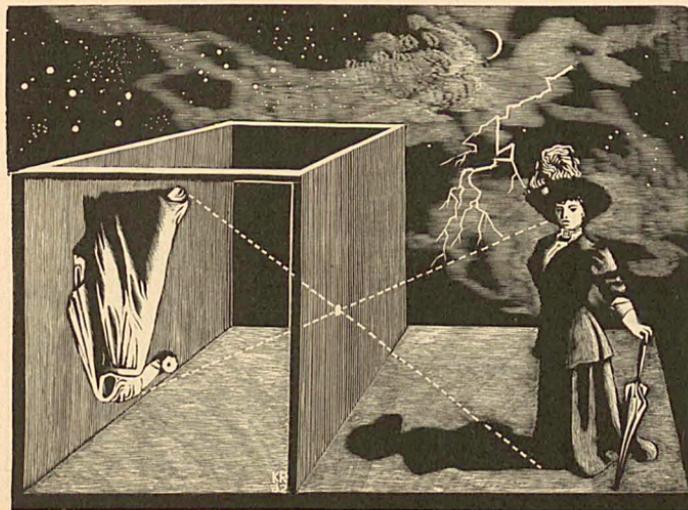
Drei Viertelstunden später, als die ersten Tropfen fielen, kam Äskulap zurück. Er zog hinter sich das Chaisewägle, drin saß der Hippesepp („mit drackiger Hose auf dem neuen Polster“, jammerte Großmama), und an dem Chaisewägle war der vollgeladene Heuwagen angebunden. Auf diesem saß Sekunde, unsere Magd, und lachte übers ganze Gesicht. Dabei hatte sie doch nur lauter schlechte Zähne vorzuweisen.

Das ganze Städtchen lachte.

„So wird des jetzt immer gmacht“, sagte der Hippesepp und nahm schmunzelnd Großvaters dicke Zigarre. „Denn wisse Se, Herr Doktor, es isch e alte Gschicht, daß der, wo die grösch Eibildung hat, am längschte Narreseil umenander zoge wird.“

Projizierte Vergangenheit

(K. Rössing)



Berlinisches

Im dritten Schuljahr werden Sprichworte und Redensarten behandelt. Die Kinder steuern bei, soviel sie können. Da der Strom bald versiegt, wird gefragt, ob denn das alles wäre. Schließlich meldet sich ein waschechter kleiner Berliner: „Wenn Vata meckat, denn sacht Mutta imma: ‚Mach bloß nich soon Wind mit dein kurzet Hemde.‘“

Selbsteinschätzung

Doktor Bechler hat oben die Nachricht erhalten, daß Doktor Schmirzer, den er absolut nicht aussehen kann, den Professorentitel erhalten hat.

Da sagt er wütend zu dem Überbringer dieser Nachricht: „Der meint nun doch wohl nicht, daß ich in Zukunft mit Professor anreden werde? Nee, mein Lieber! Zu so einem Idioten sage ich ruhig weiterhin ‚Herr Kollege!‘“



„Und versichert bin i aa.“ — „Bedeut' nix, bal nix passiert!“

... und dann

Der Chefreisende einer New-Yorker Firma war auf seiner Tour in einem Hotel San Francisco gestorben. Wie das bei amerikanischen Menschen vorkommt, war sein Ableben während der Benutzung des gewissen Ortschaftens erfolgt.

Gründlich, wie die Amerikaner nun einmal sind, wurde von der Hoteldirektion ein Telegramm an das Zentralbüro der Firma in New York aufgegeben:

„Ihr Reisender Brown hieselbst auf W.C. gestorben stop Polizei verlangt Instruktionen stop Was sollen wir machen?“

Die Antwort kam bald:

„Dank für Ihr Telegramm stop Bedauern Ableben Browns stop Schicken Sie uns sein Orderbuch Geld und Papiere stop Lassen Sie ihn beerdigen stop und dann ... ziehen Sie die Kette.“

Lieber Simplicissimus!

Wenn ich schon einmal ins Theater gehe, habe ich immer das Pech, daß besonders kunstverständige Mitmenschen in der Reihe vor mir oder hinter mir ihre Urteile abgeben. Auch diesmal konnte ich meinem Schicksal nicht entgehen.

Es war im Berliner Staatstheater, und man gab die „Hermannschlacht“.

Schon zu Beginn der Vorstellung erklärt der Mann seiner Frau die historischen Zusammenhänge.

Die wilde Bärenszene rollt auf der Bühne ab. Der edle Ventidius hat seine Römerseele in den Armen der Bärin ausgehaucht. Der Vorhang fällt, es bleibt dunkel. Das Publikum ist sichtlich ergriffen.

Plötzlich ertönt halblaut im schönsten Sächsisch hinter mir eine Frauenstimme: „Alterhand, alles wäjen eomer Logge!“

Darauf er: „Laß doch, is ja bloß Deader!“

Ein badischer Oberförster, ein guter heiterer Mensch, nahm sich nach dem Tod seiner ersten Frau eine zweite: die war eine böse Bismurk und machte ihm, wo es nur anging, das Leben sauer. Als 1914 dann der Krieg ausbrach, meldete sich der Oberförster sofort freiwillig, obwohl er als Hauptmann der Landwehr noch nicht aufgerufen war. Beim Ausrücken des Regiments wandte er sich an einige Amtsbrüder, die von ihm Abschied nahmen, und sagte mit einem Hinweis auf die ausziehenden Kameraden fröhlichen Gesichts: „Sehen Sie: die ziehen jetzt alle in den Krieg; und ich — ich zieh in den Frieden.“

Dreistimmige Musik

Eine Stimme fingt in der Nacht,
Nacht, die ihr bange macht,
Singt ihre Angst, ihren Mut.
Singen besungst die Nacht,
Singen ist gut.

Eine zweite hebt an und geht mit,
Zält mit der andern Schritt,
Gibt ihr Antwort und lacht,
Weil zu zweit'n in der Nacht
Singen ihr Freude macht.

Dritte Stimme fällt ein,
Tanzt und schreiet im Reihn
Mit in der Nacht. Und die drei
Werben zu Säuberi
Und Sternenschein.

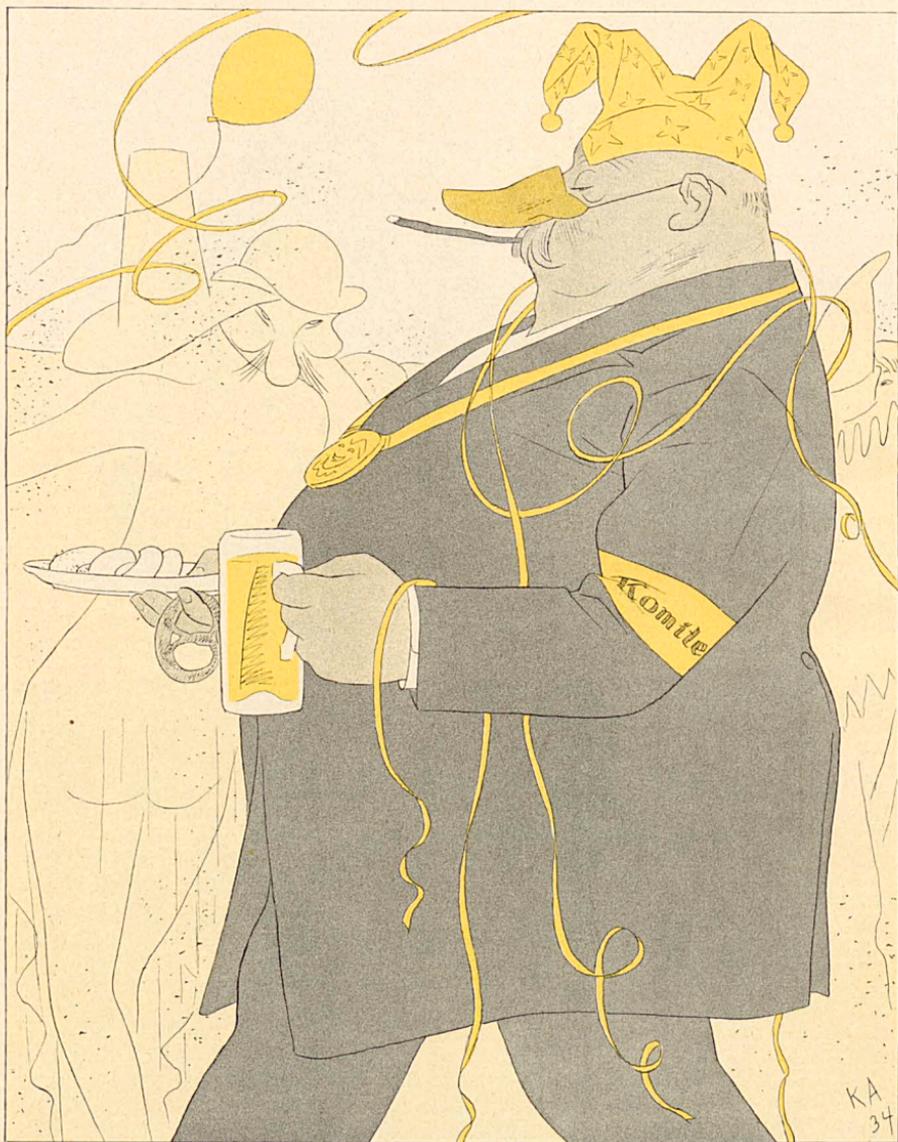
Jengen sich, laffen sich,
Mereden sich, faffen sich,
Weil Singen in der Nacht
Liebe weert, Freude macht.
Zaubern ein Sternenselt,
Zem eine das andre bält,
Zeigen sich, verließen sich,
Tröffen sich, nedden sich ...

Nacht war' und Angst die Welt
Ohne dich, ohne mich, ohne dich.

— Hermann 1916

Auf geht's!

(Karl Arnold)



„Vafuachte Gaudi, vafuachte! Jetzt derfst wieda d' Weißwürsch mit an Konfetzizusatz unter a fremde Nas'n schiab'n.“